



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kürnberger, Ferdinand: Eine Zuschrift in Sachen des Schillervereins.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Inschrift in Sachen des Schillervereins.*)

Endlich ist in Sachen des Schillervereins (Grenzboten Nr. 20.) ein vernünftiges Wort gesprochen worden. Deffentlichkeit, unbedingte Deffentlichkeit — das ist die richtige Auskunft zu Guklows richtigem Bedenken. Gleichzeitig aber wundere ich mich, daß ein anderes praktisches Schlagwort noch immer nicht genannt worden ist. Man spricht fortwährend nur von „Unterstützung“, umschreibt es höchstens durch das euphemistische „Ehrensold“, während doch der Begriff selbst zu beiseitigen ist. Warum statuirt man den Schillerverein nicht kurzweg als Vorschubbank und als Pensionsfond? Vorschubbank für aktive, Pensionsfond für quiescirtte Schriftsteller. Was mich betrifft, ich hätte als Gründer des Vereins nicht das Herz der Nation zu rühren gesucht, nicht, wie es allerdings geschehen ist, an die Sentimentalität appellirt, überhaupt den Charakter der Privat-Wohlthätigkeit mir gar nicht einfallen lassen, sondern kühl und trocken also gesprochen: der Handwerksmeister, welcher für euch arbeitet, thut es mit Hilfe von Lehrlingen und Gesellen, wenn er stirbt, erbt sein Geschäft die Witwe. Der Beamte, welcher für euch arbeitet, thut es unter Beihilfe von Praktikanten, wenn er krank und alt wird, pensionirt ihn der Staat, wenn er stirbt, pensionirt der Staat seine Familie. Eine dritte Kategorie von Arbeitern aber, und — wie euch Schillers Vorgang zeigt — just die edelste, nämlich der geistige Arbeiter, der Schriftsteller ist nicht so günstig gestellt. Der Schriftsteller kann nicht wie der Handwerksmeister eine glückliche Geschäftsconjunktur mittels Gesellen ausbeuten, er kann seine Witwe nicht durch Vererbung des Geschäfts versorgen, er genießt auch nicht, wie der Beamte, weder für sich noch die Seinigen eine Staatspension. Also u. s. w. Ich denke das wäre für den reellen deutschen Geschäftsmann verständlich gewesen. Da er selber ein Arbeiter ist, so hätte diese Analogie mit andern Arbeitsverhältnissen seinen Verstand getroffen, und er hätte erkannt, was hier seine Pflicht ist. Statt dessen hat man es vorgezogen, nach Reminiscenzen von Lorenz Kindein und Lorbeerbaum und Bettelstab das Gefühl zu erregen und der Pflicht den guten Willen zu substituiren. Dadurch wurde der Charakter des Schillervereins, wie mir dünkt, schon von vornherein verrückt. Allerdings contribuirt jetzt auch noch die Nation; aber man hatte die ganze Nation gewissermaßen in eine almosengebende Privatperson verwandelt, den Privatcharakter betont, die Deffentlichkeit, das nothwendige und legitime Attribut einer solchen Anstalt verdunkelt. Natürlich mußte man auf diesem falschen Wege mit Consequenz fortfahren, und so hat man denn auch gegenüber dem empfangenden Schriftsteller, der aus einem Nationalpensionär ein verschämter Hausarmer geworden war, die strengste Discretion zum Prinzip erhoben. Discretion! Aber hat man je eine Regierung gesehen, welche ihre Beamte unter dem Siegel der Discretion pensionirt? Ist es je ein Gegenstand der Discretion gewesen, die nationale Arbeit durch Gewerbank, Creditklassen, Schutzzölle und all jene tausend „wohlthätigen“ Institutionen, deren sie faktisch genießt, zu ermuntern und zu befördern?

Ich habe einen Roman geschrieben: „der Amerika-Müde.“ Die Arbeit erfor-

*) Anm. der Red. — Wir theilen diese uns eingefandte Zustimmung mit, da sie den Gegenstand von einer neuen Seite beleuchtet.

derte ein langwieriges Quellenstudium, wodurch zuletzt freilich die künstlerische Täuschung erreicht wurde, ich sei persönlich in Amerika gewesen; aber — das Buch kostete auch anderthalb Jahre Zeit, d. h. geschäftlich zu reden, es erforderte ein Anlagecapital von circa 900 Gulden. Da ich diese Summe nicht vorrätig liegen hatte, so fand sich der Verleger bereit in periodischen Raten sie mir vorzuschicken, und wurden drei Viertel des Honorars nach und nach konsumirt. So kam der „Amerika-Müde“ zu Stande. Ich hatte, — wie man meint — einige Ehre von dem Buche, das Publikum einigen Genuß, und der Verleger einigen Vortheil. Was ist an diesem Geschäfte, frage ich nun, diskretionär zu verschweigen? Und ändert es an der Sache nur das Geringste, wenn wir dabei die Namen ändern? Wenn anstatt einer Privatperson die inzwischen ins Dasein getretene nationale Person „Schillerverein“ als Vorschußbankier funktioniert?

Aber angenommen, der Schillerverein zahlte auch drauf. Ein Poet stecke so viel Zeit, d. h. Geld in ein schwieriges und langsam reisendes Kunstwerk, daß Honorar und Consum nicht nur sich aufheben, sondern noch ein passiver Rest bliebe, welchen der Schillerverein deckte. Wer sollte sich denn beschämt darüber fühlen? Versteht es sich nicht von selbst, daß ein hübsches Buch mit seinem Marktpreise gar nicht bezahlt wird? Und wenn die Nation, gleichsam nach geschlossenem Markte, ein paar Louisdor noch drauf zahlt — wo existirt dann der Mensch, der nicht darum wissen dürfte? Sonderbar! es wird doch nicht verschwiegen, wenn ein Poet von einem kunstfönnigen Fürsten Pension erhält! Aber ist die fürstliche Pension ehrenvoller, die nationale beschämender? Wo bleibt denn die demokratische Selbstachtung der Nation?

Kurz, die geheime Verwaltung des Vereinsvermögens hätte zu ihrer Voraussetzung eine Prüderie, deren sich die erleuchtete deutsche Nation, die weltgeschichtliche Obstegerin der Vorurtheile, nimmermehr schuldig machen darf. Hätte darum ein Goethe seine achtzig herrlichen Jahre unter uns gelebt, daß der Philisterei nicht einmal diese Spanne Boden entrisfen wäre? Was, die deutsche Nation, die Mutter Luthers und Kants, Schillers und Goethes soll mit ihren Liebesgaben zu ihren Dichtern im Dunkel der Nacht wie zu verschämten Hausarmen schleichen? Wenn sie die Phantastie eines Kokebue hätte! Nein, sie regalire uns am hellen Tag, auf offenem Ager, und nichts da von „getrockneten Thränen“, auch ein gefüllter Römer soll uns munden auf ihre Kosten!

Der Schillerverein müßte die Deffentlichkeit suchen, schon des sittlichen Prinzipes wegen, als Trumpf gegen die Prüderie, die dem Schriftsteller am wenigsten ziemt, er, dessen specielle Mission es ist, von sittlichen Befangenheiten aller Art zu erlösen. Seit aber Gukow den peinlichen Erfahrungsfall beigebracht hat, welchen er mit Recht als die erste Mißfrucht der geheimen Verwaltung eines öffentlichen Vermögens anführt, seitdem dünkt mir die Deffentlichkeit gar kein Ding der menschlichen Wahl und Willkür mehr. Nichts anders ist möglich als sie. Ich glaube keinen Augenblick verlieren zu müssen, dem Antrage der Grenzboten in No. 20 beizustimmen. Daß die Comités-Mitglieder des Schillervereins selbst die Deffentlichkeit nicht einseitig oktroyiren konnten, liegt wol in der Natur der Sache; desto dringender aber liegt es den Schriftstellern ob, ihr Botum für die Deffentlichkeit so zahlreich und so unverzüglich als möglich abzugeben. Was mich betrifft, ich thue es hiermit.

München, den 16. Mai. 1850.

Ferdinand Kürnberger.